

# Die Germanen? Zwischen Konstruktion und Realität

Roland Steinacher\*

Der Germanen- und Germanienbegriff war zu allen Zeiten missverständlich, widersprüchlich und deshalb wenig geeignet, historische Identitäten wie Strukturen zu fassen. Der Frühmittelalterforscher Jörg Jarnut verfasste vor beinahe eineinhalb Jahrzehnten ein „Plädoyer für die Abschaffung eines obsoleten Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung“. Sein Text endet mit folgender Feststellung:

„Was sollen wir von einem historischen Begriff halten, der eine Großgruppe entweder voraussetzt oder aber konstituiert, die es wohl nie gegeben hat, die sich selbst jedenfalls nie als solche empfand und dementsprechend sich auch niemals so bezeichnete? Wie sollen wir mit einem Begriff umgehen, den vor mehr als zweitausend Jahren Caesar als Konstrukt wenn schon nicht erfunden, so dann doch zumindest populär und für seine politischen Ziele dienstbar gemacht hat? Einem Begriff, der dann seit dem Beginn der Neuzeit zwei Dutzend Generationen von vornehmlich deutschen, von ihrer eigenen Gegenwart frustrierten Intellektuellen, Professoren und anderen Schulmeistern eine Goldgrundvergangenheit anbot, auf die sich das Kämpferische, Heldische, Starke, Große, Gute, Edle, Schöne und Reine so wunderbar projizieren ließ, das man in der eigenen Welt so schmerzlich vermisste? Und: Wie stellen wir uns zu einem Begriff, der als gebieterisches rassistisches Attribut mit dem Konzept des Herrenmenschen verbunden die massenhafte, industriell organisierte Ermordung nichtgermanischer sogenannter ‚Untermenschen‘ geistig vorbereiten und begleiten konnte?“<sup>1</sup>

Trotzdem und wohl gerade wegen seiner Widersprüchlichkeiten hat der Germanenbegriff eine lange, vielseitige Geschichte von Verwendungen, Brechungen und Instrumentalisierungen – und das von Anfang an. In der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts führte Caesar den Germanennamen in seiner Beschreibung des gallischen Krieges ein und schuf damit eine neue römische, politische Begrifflichkeit. Andere Autoren – und hier zuerst Tacitus anderthalb Jahrhunderte später – wiederholten das Postulat eines östlich des Rheins und nördlich der Donau gelegenen römischen Interessensgebiets, dem eine gewisse Einheitlichkeit zugeschrieben wurde. In solchen

---

\* Diese schriftliche Fassung meines Vortrags im Rahmen der Ringvorlesung *2.000 Jahre Germanicus-Feldzug* an der Volkshochschule Kassel am 01.10.2015 konnte im Rahmen meiner Anstellung in der DFG Kolleg-Forschergruppe „Migration und Mobilität in Spätantike und Frühmittelalter“ an der Universität Tübingen ausgearbeitet werden. Ich danke Mischa Meier und Steffen Patzold für ihre Gastfreundschaft.

<sup>1</sup> Jarnut 2004, 111.

römischen Kategorien wurde ein Germanen- und Germanienbegriff entwickelt und geprägt, nur hier kann die Frage nach seiner korrekten Verwendung in historischer und archäologischer Forschung ansetzen.

Nach den Markomannenkriegen (166–180) verschwand der Begriff *Germani* weitgehend aus den Quellen, um streng genommen erst im 15. Jahrhundert wieder von deutschen Humanisten neu gebraucht zu werden, und zwar so, wie Caesar und Tacitus ihn angelegt hatten. Die bis ins 19. Jahrhundert formierte Sprach- und Geschichtswissenschaft konnte und wollte bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg nicht auf einen klaren Ursprung deutscher Nation und Staatlichkeit in der außerrömischen Antike verzichten. Sie übersah dabei lange die vielen Schwierigkeiten der Idee einer gemeinsamen Identität verschiedener Gruppen des „mitteleuropäischen Barbaricum“ zwischen Rhein und Elbe, Ostsee und Donau.<sup>2</sup>

## 1 Griechen, Römer und Barbaren

Für den Historiker ist die Nennung von Völkernamen – geschweige denn einer Großgruppenbezeichnung wie Germanen – in der römischen und griechischen Literatur eine ausgesprochen fordernde Problematik. Die überlieferten schriftlichen Nennungen werfen oft mehr Fragen auf, als sie klären. Der amerikanische Mittelalterhistoriker Thomas Noble hat die Probleme der Forschung auf den Punkt gebracht: Die dunkle Seite des Mondes, die *dark side of the moon*, sei die Welt außerhalb des Römerreiches, die Welt in der für die Römer die Anderen, die Barbaren lebten. Wir wissen meist nur über archäologische Befunde von den frühgeschichtlichen Gesellschaften in den Gegenden nördlich, südlich und östlich der römischen Grenzen. Ähnliches meinte Walter Pohl mit der Metapher von einer „römischen Brille“, die wir nicht abnehmen könnten. In West- und Mitteleuropa wird außerdem gerne vergessen, dass „Barbaren“ nicht nur „germanisch“ waren.<sup>3</sup>

Blicken wir zunächst etwas allgemeiner auf die antike Literatur und ihre Aussagen über Fremde und Barbaren. Die Sichtweise der griechischen Völkerkunde auf das Phänomen fremder bzw. barbarischer Völker kann man unter Hinweis auf Aristoteles vielleicht folgendermaßen zusammenfassen: Die Griechen lebten meist in *poleis*, πόλεις, also in relativ kleinen, doch jeweils unabhängigen „Stadtstaaten“, während die kulturell und sprachlich anders gearteten

<sup>2</sup> Kulikowski 2007, 43–70; Goffart 2006, 40–55; Pohl 2004, 18–22; Jarnut 2004, 111–113; Geary 2001, 25–28; Pohl 2000, 61; Beck et al. 1998, 420–438; Springer 1990, 169–177; Gollwitzer 1971, 282–356.

<sup>3</sup> International Congress on Medieval Studies, Kalamazoo 2005 in der Session „Neglected Barbarians“. Pohl 2005, 42.

Barbaren in *ethne*, ἔθνη, in Völkern, organisiert waren. Diese ἔθνη begriffen die griechischen Gelehrten als größere, übergeordnete Gruppen bzw. Reiche, die jeweils weiter in „Stämme“ (φύλατι, *phylai*) untergliedert waren.<sup>4</sup>

Der Begriff des Barbaren taucht als Kompositum bereits in den homerischen Epen auf. Dort werden die kleinasiatischen Karer, die eine andere Sprache als die Griechen – aus deren Sicht also ein Kauderwelsch – sprachen, deshalb lautmalartistisch als „Bar-bar-Sprechende“, βαρβαρόφωνοι, *barbarophonoi*, bezeichnet. Die Entstehung des Barbarenbegriffes hing demnach eindeutig mit der Fremdsprachigkeit bzw. den mangelhaften Griechischkenntnissen der Anderen zusammen.<sup>5</sup> Ein Barbar war demnach für die Griechen wegen seiner Sprache und damit auch seiner Kultur ein Nicht-Hellene. Dabei konnte man durchaus die fremde Lebensweise kritisch sehen, zugleich aber die exotischen Gebräuche, den Schmuck und die Schönheit der Karer oder die alte Kultur und Weisheit der Ägypter bewundern.<sup>6</sup> Doch insbesondere unter dem Eindruck der großen Kriege der Griechen gegen die Perser im 5. Jahrhundert v. Chr. gewann der Barbarenbegriff eine überwiegend negative Bedeutung. Die Barbaren, zu denen man ja auch die Perser rechnete, wurden oft als ungebildet, grausam und roh dargestellt. Überhaupt betonte mancher Grieche, dass nicht nur die Sprache, sondern auch die Sitten und Gesetze der Barbaren ganz anders und vor allem minderwertiger seien als die eigenen. Demnach wurde die Bezeichnung „Barbar“, „zu einem Kulturbegriff, der die gesitteten Griechen von den ungesitteten Fremden, die Angehörigen der griechischen Kultur von den kulturosen Völkern scheidet.“<sup>7</sup> Immer gab es in der griechischen Literatur aber den Einwand der Gleichheit der Menschen. Aischylos bezeichnet in seinem Drama „Die Perser“ die persischen Schiffe unter dem Perserkönig Xerxes I. zwar als barbarische Flotte, zeichnet dann aber die Menschen, deren Schicksal und Empfinden der Perser am Hof des Großkönigs nicht anders, als er es für Griechen getan hätte.<sup>8</sup>

Nördlich ihrer Welt gab es aus Sicht der Griechen zwei Typen von Barbaren. Im Westen lebte die Völkergruppe der zwar mutigen, doch teilweise auch wilden Kelten, die keine Städte hatten, jedoch sesshaft waren und Landwirtschaft betrieben. Im Unterschied dazu lebten in der Vorstellung der antiken Ethnographen im kalten Norden unüberschaubar viele völlig wilde Völker. Das ergab sich aus der dort herrschenden Kälte, die, so glaubte man zu wissen, gesund sei

<sup>4</sup> Aristot. pol. 1261a und 1276a; vgl. Steinacher 2017, 18–19; LSJ: „φυλή, ἡ, like φῦλον, a race, tribe; [...] a union formed in an organized community (whether πόλις or ἔθνος); hence, tribe, i. e.“; Opelt/Speyer 2001, 819–830.

<sup>5</sup> Hom. Il. 2,867; vgl. Opelt/Speyer 2001, 833–834; Jüthner 1923, 2–4.

<sup>6</sup> Hdt. 2,50,1; 2,57,1; 2,77,1 (Ägypter); 8,144,2: Unterschiede zwischen Griechen und Barbaren; vgl. Opelt/Speyer 2001, 826–829 zur „Barbarenphilosophie“.

<sup>7</sup> Opelt/Speyer 2001, 820.

<sup>8</sup> Aischyl. Pers.

und die Fortpflanzung fördere.<sup>9</sup> Zu diesen Völkern gehörten auch die im Nordosten lebenden Skythen, die von Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. als Nomaden beschrieben wurden, welche durch die Steppen wanderten und gefürchtete Reiter und Bogenschützen waren.<sup>10</sup>

Geographisch wurde das Barbarenland des Nordens insgesamt in zwei Bereiche geteilt: in die Κελτική, *Keltike*, im Westen und die Σκυθική im Osten, wobei der Fluss Tanais, der heutige Don, diese beiden Zonen trennte.<sup>11</sup> Insbesondere die letztere Auffassung hatte weitreichende Auswirkungen. Denn über die Antike hinaus bis weit ins Mittelalter hinein griffen Gelehrte auf diese Vorstellungen von den Skythen und ihrem Siedlungsgebiet zurück. Das erklärt, wieso dann auch Heruler, Gepiden, Rugier, Goten, Vandalen, Hunnen, Awaren und Ungarn als Skythen aufgefasst werden konnten.<sup>12</sup>

Im Süden am Rande der Sahara und der afrikanischen Provinzen lebten berberische Gruppen. Ähnlich wie die germanischen Barbaren wechselten über die Jahrhunderte die Verhältnisse zwischen offenem Krieg und Bündnis. Mauische Reiter dienten in der römischen Armee, ihre Cousins musste man immer wieder mit größeren und kleineren militärischen Operationen disziplinieren. Im Osten an Euphrat und Tigris grenzte Rom an das persische Reich der Parther und später der Sassaniden. Dieses Großreich erwies sich immer wieder als ebenbürtiger Gegner, gleichzeitig hatten Römer und Sassaniden mit arabischen Gruppen zu tun, und wieder sind die Verhältnisse ganz ähnlich wie an der Saharagrenze, an Rhein und Donau.<sup>13</sup> Am äußersten östlichen Rand der bekannten Welt beschrieben die Ethnographen und Geographen noch Indien und China mit all ihren Reichtümern.<sup>14</sup>

Dem griechischen *ethnos* entsprechen im Lateinischen die Begriffe *gens* und *natio*. Und seit dem 2. vorchristlichen Jahrhunderts verwendete man in Rom die Bezeichnungen für auswärtige Völker, *nationes* oder *gentes externae*, und den Barbarenbegriff synonym. Diesem Sprachgebrauch lag eine gleichsam politisch abgestufte Sichtweise zu Grunde. Fremde waren entweder Verbündete, Freunde des römischen Volkes, *amici populi Romani*, Bundesgenossen, *foederati*, oder aber zu besiegende Feinde. Zwar wurde auch eine größere Familie als *gens* bezeichnet, und der Begriff in dieser Bedeutung sogar häufiger verwendet, wobei *natio* streng genommen eine Gemeinschaft von *gentes* meinte. Doch in der alltäglichen Sprachpraxis wurden beide Begriffe parallel verwendet. Hinzu kommt, dass die

<sup>9</sup> Backhaus 1976; Heitz 2009 zu bildlichen Darstellungen.

<sup>10</sup> Steinacher 2017, 19–20; Woolf 2011; Balsdon 1979.

<sup>11</sup> von Bredow 2007, 7.

<sup>12</sup> Hartog 1980; von Bredow 2007, 7.

<sup>13</sup> Afrika: Hom. Od. 4,85; 14,295; Hdt. 4,4,196–197; vgl. Zimmermann 1999, 9–22, 177–190; Wiese Höfer 2015, 57–63. Dies galt auch für die Spätantike: Die Perser werden bei Ammian nie als Barbaren bezeichnet. Vgl. Brodka 2009. Zu Prokop und den Persern: Börm 2007; Siehe auch McDonough 2011.

<sup>14</sup> Bianchetti et al. 2016; Parker 2008.

antike Terminologie generell nicht eindeutig und präzise war. Damit ist die Übersetzung der oben erwähnten Begriffe in moderne Sprachen problematisch. Während man heute beim deutschen „Stamm“ und dem englischen „tribe“ ausschließlich an frühe und primitive Gesellschaften denkt, hatte im Lateinischen der Plural *gentes* derartige Implikationen nur dann, wenn der Kontext klar anzeigen, dass man von Nicht-Römern sprach.<sup>15</sup>

Demgegenüber ist es heute so, dass die Übersetzung von *gens* als „Volk“ oder „Nation“ erstens Assoziationen mit der jüngeren Geschichte weckt und zweitens auf eine – freilich inhaltlich eingeschränkte – antike Entsprechung verweist. Gleichwohl ist, wie Patrick Geary gezeigt hat, die in der modernen Forschung übliche Unterscheidung zwischen dem *Volk nach der Verfassung* („people by constitution“), *populus*, und dem *Volk nach der Abstammung* („people by descent“), *gens*, eine wichtige und ausgesprochen nützliche Kategorie beim Verständnis der Quellen. Denn Rom hatte ähnlich den Griechen den Schritt von der *gens* zum verfassten Volk, hier dem *populus*, vollzogen, dessen Identität sich in einer gemeinsamen politischen Kultur manifestierte. Das bedeutete auch, dass der *populus Romanus* im Unterschied zu den feindlichen und unterentwickelten fremden Völkern eine Geschichte hatte, während die fremden, also nicht-römischen *gentes* höchstens mythische Ursprünge hatten. So gesehen bekamen solche Völker nur dann eine Geschichte, wenn sie in Kontakt mit Rom kamen.<sup>16</sup>

Und für alle Verbände an den römischen Grenzen gilt: Nur die schriftliche Überlieferung der Römer steht uns zur Verfügung, während die barbarischen Protagonisten stumm bleiben. Nun hat Tom Noble seine eingangs erwähnte Metapher so fortgesetzt, dass er der dunklen Seite des Mondes die *bright side of the moon* entgegen stellt: Den Gesichtskreis des römischen Imperiums mit seiner dichten, schriftlichen Überlieferung, mit seinen Münzen, Inschriften und Bauwerken, seinen Karten und Völkerlisten. Die Schriftsteller, die über Berber und Mauren, Araber, Hunnen, Cherusker, Markomannen, Quaden, Bataver, Boier, über Kelten, Germanen und Skythen schrieben, entwickelten bzw. übernahmen ganz eigene Denksysteme und Ordnungskategorien, die oft über Jahrhunderte Anwendung fanden. Ihr Denken, ihre Kategorien und Vorstellungen, ihre Vorurteile, Stereotypen und Sichtweisen müssen wir verstehen und berücksichtigen. Wir haben nur diese Literatur und müssen mit ihr arbeiten, dabei aber stets vorsichtig und hintergründig bleiben.

---

<sup>15</sup> Steinacher 2017, 20–21; Walser 1951, 67–70; Christ 1959, 273–288; Kulikowski 2007, 56–57; Pohl 1994, 9–26.

<sup>16</sup> Geary 2002, 62–65; Geary 1988, 6–10; Pohl 2005, 25–27; Steinacher 2014, 81.

## 2 Ethnographische Literatur

Wie wurde Ethnizität in den kaiserzeitlichen, spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen verstanden? Gewiss keine einfache Frage, aber ein notwendiger Ausgangspunkt, will man sich den jeweiligen Quellen nähern und versuchen, Projektionen und Konstruktionen betreffend des Germanenbegriffs späterer Jahrhunderte als solche zu erkennen. Ethnonyme, die in der kaiserzeitlichen Ethnographie bis etwa 150 n. Chr. verwendet werden, sind denen des 5. und 6. Jahrhunderts zumindest sprachlich ähnlich. Beispiele solcher Namen sind Goten und Gauten, Vinniler und Vandalen, Angeln und Sachsen, Langobarden und Hasdingen.<sup>17</sup> Wie und in welcher Weise eine Beziehung zwischen den so bezeichneten Gruppen über die Jahrhunderte bestanden haben mag, ist großteils ungeklärt.

Die uns überlieferten germanischen Völkernamen, Ethnonyme, tauchen in beinahe allen Fällen bereits in den Werken griechisch oder lateinisch schreibender Ethnographen und Historiker auf. Zu nennen sind hier zunächst Strabon (63 v.–23 n. Chr.),<sup>18</sup> Plinius, Tacitus und Ptolemaios (um 100–nach 160).<sup>19</sup> Plinius (23/24–79 n. Chr.) war als junger Mann Offizier am Rhein und widmete in seiner groß angelegten Enzyklopädie, der *Naturalis Historia*, den Völkern und der Geographie der bekannten Erdteile einzelne Kapitel.<sup>20</sup> Tacitus *Germania* ist eine sehr ausführliche Beschreibung der Gebiete rechts des Rheins und nördlich der Donau, die um 98 geschrieben auf die einzelnen Völker eingeht und diese von Norden nach Süden und von Westen nach Osten in Anlehnung an Herodots Bericht (*logos*) über die Skythen ordnet. Ähnliche Berichte, hier in der Form von Exkursen, verfasste Tacitus für Britannien und Judäa.<sup>21</sup>

Die Quellen für ihre Aussagen über die ethnischen Verhältnisse außerhalb des Römerreichs sind uns meist nicht bekannt. Es bleibt eine offene Frage, ob diese Autoren nicht in manchen Fällen die Bezeichnung von Personenverbänden als Ersatz für exaktere geographische Bezeichnungen einsetzen. Außerdem werden in vielen Fällen utopische oder phantastische Elemente erkennbar, manche Namen scheinen gelehrter Spekulation zu entspringen. Auffallend ist, dass die genannten Autoren zwar teilweise ähnlich lautende Namen überliefern, meist aber sehr unterschiedliche Aussagen über die Lokalisierung und die gegenseitigen Bezüge der jeweiligen Gruppen machen. Das liegt auch daran, dass

---

<sup>17</sup> Rübekeil/Springer 2006, 487–506.

<sup>18</sup> Wolters 2005, 50–53 und die dortige Literatur; Timpe 1989, 357; Überblick über mehrere Autoren: Woolf 2011, 59–88.

<sup>19</sup> Reichert 2005, 567–597; Stückelberger 2000; Rasch 2005; Polaschek 1965; Hansen 1991; Bernecker 1989.

<sup>20</sup> Wolters 2005, 210–213.

<sup>21</sup> Hdt. 4,5–82; Wolters 2005, 262–267 und die Literaturangaben dort; Perl 1990; Lund 1991, 1858–1988; Lund 1991, 1989–2222; 2341–2382; Christ 1978, 449–487.

unsere Autoren anders dachten bzw. andere Fragen stellten, als wir uns vielleicht wünschen würden. Die Aufgabe der römischen Ethnographie war zunächst die kognitive und machtpolitische Erfassung der Peripherie der Mittelmeerwelt. Bei den Versuchen, die *εθνη/gentes* zu typologisieren wurde mehr Augenmerk auf eine bestimmte Lebensweise oder ökologische Räume gelegt, also etwa zwischen Reiternomaden und Ackerbauern unterschieden.<sup>22</sup>

Wie und in welcher Weise Beziehungen zwischen den so bezeichneten *gentes*, Krieger-, Kult- oder Sozialverbänden über die Jahrhunderte bestanden haben, bleibt allerdings zu großen Teilen ungeklärt. Trotzdem oder gerade deshalb gibt es in der Geschichtswissenschaft, Archäologie und Frühgeschichte viele Annahmen und Debatten hinsichtlich möglicher Kontinuitäten. So kann etwa nicht ausgeschlossen werden, dass die römischen und griechischen Autoren Ethnonyme eingeführt haben, die dann im Laufe von Jahrhunderten eine Eigendynamik entwickelten und unter Umständen auch von sich eben formierenden neuen Gruppen als Selbstbezeichnung aufgegriffen wurden. Das würde freilich bedeuten, dass ein überliefelter Name, der den Römern alt und wichtig erschien, so bekannt geblieben wäre, dass er nun auch für die Barbaren bedeutsam werden konnte.<sup>23</sup>

Ethnizität war dabei nur eine Kategorie. Griechen und Römer waren Angehörige ihrer Stadtgemeinde, der *πόλις* oder *civitas* (in letzterem Fall samt dem Gemeinwesen, der *res publica*). Die außerhalb dieser geordneten und bekannten Welt lebenden Menschen versuchten griechische und römische Beobachter in auf griechisch gesagt ethnische, und auf lateinisch gesagt gentile Gruppen zu gliedern. Diese Herangehensweise ist freilich nicht nur aus der Antike bekannt. Schließlich beschäftigt sich auch die moderne Ethnographie mit Völkern am Rand der ‚zivilisierten‘ Welt. Ethnische Zuweisungen betrafen und betreffen demnach vor allem jene Menschen, die jeweils außerhalb des eigenen Territoriums leben und sich damit durch Exklusion auf ihre Ethnizität reduzieren lassen.<sup>24</sup>

### 3 Völker an den römischen Grenzen

Ethnische Identitäten änderten sich stetig und barbarische, gentile Verbände konnten – im Gegensatz zur Auffassung der älteren Forschung – oft nur in Auseinandersetzung mit den römischen Strukturen entstehen. Ethnizität und ethnische Bezeichnungen wurden erst dann zu einem für römische und griechische Autoren bemerkenswerten Thema, wenn Gesellschaften im Gesichtskreis des

<sup>22</sup> Pohl 1997, 1–12; Pohl 1998, 17–69.

<sup>23</sup> Steinacher, 2014, 78–79; Steinacher 2011, 184.

<sup>24</sup> Pohl 2009, 440; Geary 2002, 53–54.

Imperiums erschienen oder sich auf römischem Boden befanden. Das außerrömische Barbaricum war erstens verhältnismäßig dünn besiedelt, zweitens herrschte dort stets Güter- und Nahrungsmittelknappheit, und drittens variierten die Siedlungsdichte und -strukturen von der La-Tène-Zeit bis ins hohe Mittelalter oftmals erstaunlich wenig. Genau diese Güterknappheit ist einer der Hauptgründe für die Attraktivität, die das Reich als Zentrum auf seine Peripherie ausübte.<sup>25</sup> Unter diesen Umständen versuchte die römische Seite seit der Kaiserzeit durch Föderatenverträge, die Anwerbung von Soldaten und den Handel mit Gewerbe- und Luxusgütern auf friedlichem Weg eine Form von Hegemonie zu erreichen, die militärisch mit den Offensiven der augusteischen Zeit nicht herstellbar gewesen war. Damit stellte das Imperium einen stabilen wirtschaftlichen und politischen Raum dar, dessen Außenwirkung lange stark genug war, dass seit Cäsar und Tacitus als *Germania* bezeichnete mitteleuropäische Barbaricum zu integrieren.<sup>26</sup>

Walter Pohl hat festgestellt, dass dieses System sich jahrhundertelang mehr oder weniger bewährt hatte und insgesamt weitreichende Folgen für die europäische Geschichte zeigt. Die zunehmenden Möglichkeiten, entweder in römischem Dienst oder aber im Kampf gegen die Römer Prestige zu gewinnen, führten zu einem starken Sog auf barbarische Gesellschaften. Dabei legen insbesondere die Grabfunde nahe, dass die barbarischen Eliten nach dem Erwerb von Prestigegütern aus römischer Produktion oder nach römischem Vorbild strebten. Um diese Zusammenhänge zu untersuchen, darf man die barbarische und die römische Gesellschaft nicht jeweils alleine betrachten, sondern muss sie als gemeinsames System analysieren, letztlich also ein Modell von Zentrum und Peripherie anwenden.<sup>27</sup>

Es gab kaum eine *gens* an den Grenzen des Imperiums, die im Laufe der Jahrhunderte nicht friedlich oder kriegerisch mit Rom in Berührung gekommen wäre. Römische Autoren, Politiker und Militärs gingen davon aus, dass Rom rechtmäßig die Welt beherrschen solle. Verträge und andere Formen militärischer und politischer Bindung regelten den Status der Völker außerhalb der Grenzen und banden sie an das Zentrum. Manchmal musste Rom Krieg führen, um aufsässige Völker wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Welt, *orbis terrarum*, und Rom, *orbis romanus*, waren eins, weshalb abhängige und durch Verträge, *foedera*, an Rom gebundene Klientelstaaten oder *gentes* seit der Kaiserzeit eigentlich als Teil des Reiches gesehen wurden.<sup>28</sup>

---

<sup>25</sup> Steuer 1979, 595–633; Dick 2008, 159–202.

<sup>26</sup> Pohl 2005, 23–28. „Mitteleuropäisches Barbaricum“ ist eine Prägung Siegmar von Schnurbeins; vgl. von Schnurbein 1992.

<sup>27</sup> Pohl 2005, 13–30; Wolfram 1998, 78–85.

<sup>28</sup> Demandt 2007, 321; 323 und Anm. 189. Stallknecht 1969, 88–91 meint, dies trete erst im 4. Jh. ein.

## 4 Der Germanenname

Was sind nun die Probleme mit dem Begriff „Germanen“, der uns so vertraut und unverzichtbar erscheint? Beginnen wir am Ende der Geschichte, damit ist in diesem Fall die Neuzeit gemeint. Früh in der deutschen Geschichte begann eine emotionale und politische Aufladung der alten Germanen als eigene Vorfahren. Gelehrte des 16. Jahrhunderts wie Konrad Peutinger, Jakob Wimpfeling oder Ulrich von Hutten sahen in den Eroberern des in ihren Augen dekadenten Römerreiches glorreiche Vorfahren der Deutschen ihrer Tage. In dem Ausmaß wie die italienischen und französischen Kollegen sich auf römische Wurzeln brieften und die Männer des Nordens wegen ihrer angeblichen Kulturlosigkeit angrißen, schlugen die Deutschen mit neuen, positiven Germanenbildern zurück. Dabei war oftmals ein antikatholischer, protestantischer Hintergrund wesentlich. In den kirchlichen Auseinandersetzungen der Zeit entstanden auch neue politische Konstellationen. In den so entstandenen oftmals recht groben und dumpfen Bildern eines deutsch-germanischen Wesens steckte von Anfang an eine gewisse Provinzialität und Aggressivität.<sup>29</sup>

Nachdem im späten 15. Jahrhundert die *Germania* des Tacitus im Druck erschienen war, griff nördlich der Alpen und östlich des Rheins eine breite Identifikation mit den Völkern des Altertums Platz. Konrad Peutinger gab 1515 die *Getica* des Jordanes/Cassiodor zum ersten Mal heraus. Im gleichen Band wurde die *Historia Langobardorum* des Paulus Diaconus abgedruckt. Zusammen mit der *Germania* des Tacitus, die bereits 1470 in Venedig erschienen war, stellten diese Texte nun den Ausgangspunkt der Konstruktion einer neu entdeckten „germanischen“ Vergangenheit dar. Conrad Celtis erklärte in seiner Antrittsvorlesung in Ingolstadt 1492 es wäre „sittlicher und ehrenhafter“ gewesen, „das karge und einfache Leben“ der germanischen Vorfahren aufrechtzuerhalten und „in den Grenzen der Mäßigung“ zu bleiben, „als die vielen Mittel der Unmäßigkeit und des Wohllebens [...] einzuführen und die fremden Sitten anzunehmen.“<sup>30</sup> Heinrich Bebel betonte gegenüber Kaiser Maximilian I., die Unvermischttheit und Bodengebundenheit der Deutschen im Gegensatz zu anderen Europäern. Dabei wurden ethnographische antike Kategorien schnell in eine zeitgenössische Argumentation eingebracht. Einer der Gründe für diese Überbetonung eigentlich nur geographisch passender Quellen und die Neuerfindung des Germanenbegriffs ist die schwierige Suche nach alten Traditionen in deutschen Landen. In Frankreich, Italien und Spanien konnten etwa städtische oder lokale Traditionen in viel größerer Dichte oder überhaupt durch Inschriften, Ruinen und detailliertere Quellen belegt werden als im Norden. Das

---

<sup>29</sup> Steinacher 2017, 37–41; Steinacher, 2014, 90–92. Vgl. den Beitrag von Ulrich Niggemann.

<sup>30</sup> Zitate aus Celtis: von See 1994, 61–63; vgl. weiter von See 1970; von See 1999; Lund 1995; Krebs 2005; Krebs 2011.

zentralistische französische Königtum machte die Frage nach großräumigen Identitäten einfacher. Im Zweifelsfall berief man sich in Paris auf einen römischen Ursprung, der Vorteil der Geographie sozusagen. Vielleicht haben diese Hintergründe bis in die jüngste Vergangenheit auch zur Folge, dass man sich in der deutschsprachigen Wissenschaft mit ethnischen Identitäten besonders schwertut.<sup>31</sup>

So einfach wie das Lemma im Deutschen Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm es suggeriert, ist es in unseren Quellen nämlich ganz und gar nicht. Die hochverdienten Begründer der Germanistik standen bereits in einer langen Tradition mit ihrer Definition. „germanen ist eine bezeichnung der deutschen und der ihnen stammverwandten völker bei Kelten und Römern, die sich bei letzteren mit sicherheit nicht über den sklavenkrieg [73–71 v. Chr.] hinauf verfolgen lässt.“<sup>32</sup> Mit der konsequent gehaltenen Kleinschreibung verwiesen die Gebrüder Grimm übrigens auf frühmittelalterliche Handschriften, die die ersten althochdeutschen Texte in Minuskelschrift ohne Versalien überlieferten. Die Mehrheit der Gelehrten hatte keinerlei Vorbehalte, eine germanische Welt mit einer gemeinsamen Identität vor dem Mittelalter vorauszusetzen. Bis vor wenigen Jahrzehnten definierte die archäologische, sprachwissenschaftliche und historische Forschung die antiken Germanen als unmittelbare Vorgänger der modernen Deutschen. So ließ man die deutsche Geschichte mit den Germanen, die Caesar und Tacitus beschrieben hatten, beginnen.<sup>33</sup>

Diese Sicht der Dinge beruht gleichermaßen auf den antiken Texten wie auf deren frühneuzeitlichem Gebrauch. Es ist jedoch nicht möglich, die ökonomischen, sozialen, religiösen, ethnischen oder politischen Verhältnisse bei so gänzlich verschiedenen Völkern und Gruppen wie den Cheruskern, Batavern, Markomannen, Franken, Alemannen, Herulern, Gepiden, Goten oder Vandalen – und dazu noch über mehrere Jahrhunderte – zu verallgemeinern. Denn der Überbegriff ‚Germanen‘ ist ein römischer und literarischer Begriff. Es existierte zu keiner Zeit in der Antike eine gemeinsame ‚germanische‘ Identität oder eine ‚germanische‘ Welt. Der amerikanische Frühmittelalterforscher Walter Goffart hat das so zusammengefasst: „Dass es die Germanen gar nicht gegeben hat, ist vielleicht eines der wichtigsten Dinge, die man über die Barbaren der Spätantike aussagen kann.“<sup>34</sup>

<sup>31</sup> Steinacher 2014, 92; von See 1994, 61–63.

<sup>32</sup> DWB 3716 „Das Deutsche Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm“ online: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB> [Letzter Zugriff: 27.03.2017].

<sup>33</sup> Goffart 2006, 20–22.

<sup>34</sup> Goffart 2006, 20: „The non-existence of ancient Germans is perhaps the most important thing one can say about the barbarians of late antiquity.“ Pohl 2000, 1 beginnt sein Germanenbuch mit der Feststellung: „Ein Volk, das sich Germanen nannte, hat es vielleicht nie gegeben.“ Damit ist die lange Forschungsdebatte über den möglichen Ursprung des Germanennamens bei einer kleinen Gruppe, mit der Caesar in Berührung kam oder über die er gelesen haben mag, gemeint. Das „vielleicht“ im ersten Satz nahm